

ERFAHRUNGEN

Friederike
Rosenfeld

ICH HÄTTE
DICH SO
GERNE
GEKANNT

Für meine Tochter
Regine, die starb, bevor
sie auf die Welt kam

»Ich kann leider keine Herztätigkeit mehr feststellen«, erwiderte der Arzt und begann, meinen Unterleib mit diesen harten grauen Papiertüchern abzuwischen. Ich hatte es schon immer gehasst, wenn der Arzt meinte, er müsse mich mit diesem klobürstenähnlichen Papier säubern.

»Was passiert jetzt«, fragte ich, »wie kommt sie aus meinem Bauch raus?«

Bislang hatte ich mir darüber überhaupt noch keine Gedanken gemacht; nun schwante mir Furchtbares.

»Sie müssen Sie auf die Welt bringen.«

Ich setzte mich ruckartig auf, das Gel für die Ultraschalluntersuchung klebte an meiner Jacke. Hysterisch schrie ich los, hielt mir die Hände vors Gesicht und brüllte laut: »Nein, nein, nein, um Gottes willen, ich kann kein totes Kind auf die Welt bringen, ich kann es nicht, das kann kein Mensch von mir verlangen!«

»Aber sie muss auf die Welt, es gibt keine andere Möglichkeit!«

Der Arzt war sichtlich überfordert mit der unbekanntem, völlig hysterischen Patientin.

»Fahren Sie noch einmal zu Dr. Horwarth, vielleicht kann der ... Ich meine, er operiert doch in seiner Praxis, vielleicht kann er Ihnen ja ambulant helfen.«

Das beruhigte mich ein bisschen. Wenn Dr. Horwarth dabei war, dann würde ich mich nicht so hilflos und alleine fühlen, er kannte mich, und ich hatte grenzenloses Vertrauen in seine ärztlichen Fähigkeiten.

Sein Stirnrunzeln an diesem Morgen hatte genügt, um meine schreckliche Befürchtung zur Gewissheit werden zu lassen. Nun hoffte ich wohl unbewusst, dass er mir durch Handauflegen mein totes Baby aus dem Bauch zaubern würde.

Ich schaffte es tatsächlich, die Praxis von Dr. Horwarth unbeschadet zu erreichen. Heulend stand ich im Fahrstuhl und fuhr in den dritten Stock.

»Mein Baby ist tot!«, schluchzte ich auf die fragenden Blicke der Helferinnen, als ich vor dem Empfangstisch stand.

Jemand nahm mich bei der Hand und führte mich in irgendeinen Raum, drückte mich auf einen Stuhl, wollte mir etwas zu trinken einflößen, aber ich hielt mein Gesicht mit den Händen bedeckt.

»Es stimmt also«, drang endlich die Stimme meines Arztes zu mir durch. Er saß mir gegenüber, eine Helferin links von mir.

»Was jetzt?«, brachte ich angstvoll hervor.

»Sie müssen sofort in ein Krankenhaus.«

»Ich kann sie nicht zur Welt bringen, ich kann kein totes Kind zur Welt bringen!!! Woher soll ich die Kraft dafür nehmen?«

»Es geht leider nicht anders, niemand würde einen Kaiserschnitt bei Ihnen machen. Aber man wird sie ordentlich mit Beruhigungsmitteln versorgen, Sie werden sich später kaum noch daran erinnern«, behauptete Dr. Horwarth, und damit irrte er sich gewaltig: Nicht eine Sekunde dieser schrecklichen Geburt werde ich in meinem Leben je wieder vergessen können, obwohl ich teilweise von den Medikamenten völlig benebelt war.

Doch die Erinnerung daran, der körperliche und seelische Schmerz, ist allgegenwärtig.

Es gibt nichts Grausameres für eine Frau, als ihr Kind zu verlieren.

Ich fragte mich, warum die Medizin noch keine andere Möglichkeit gefunden hatte, um wenigstens die qualvolle Totgeburt zu umgehen.

In der Zeitschrift »Eltern« hatte ich einen Bericht über einen sanften Kaiserschnitt mit winziger Narbe und fast gar keinem Wundschmerz gelesen, aber offenbar birgt diese Operationsmethode immer noch Risiken in sich, denn sie wird nach wie vor nur bei Lebend-Geburten oder allenfalls beim Kindstod gegen Ende der Schwangerschaft angewandt.

Doch an jenem Morgen dachte ich nicht an meine angelesene Illustrierten-Weisheit.

Damals hätte ich mir nicht vorstellen können, dass ich eines Tages dankbar dafür sein würde, dass ich mein Kind auf normalem Wege zur Welt bringen durfte.

Ich war kaum fähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Der Schmerz um mein totes Kind hatte mich bereits restlos überwältigt.

»Wird es lange dauern?«, fragte ich zitternd.

»Ich denke nicht, es ist ja noch ein sehr kleines Baby.«

»Wird man sie begraben?«

»Ja.«

Auch heute noch bin ich ihm dankbar für diese Lüge. Hätte er mir in dem Augenblick gesagt, dass man das kleine Wesen verbrennen würde, wäre ich womöglich aus dem Fenster gesprungen.

Und ich bin mir sicher, dass er es wusste.

»Aber sie wird doch vorher nicht etwa aufgeschnitten, und ich muss sie auch ganz bestimmt nicht ansehen, wenn ich sie geboren habe?«

Ich schämte mich, weil ich solche Angst vor dem Anblick meiner eigenen Tochter hatte, aber ich musste es einfach fragen.

»Sie müssen das alles unbedingt mit dem Arzt besprechen. Er wird Ihre Wünsche sicher respektieren«, behauptete Dr. Horwarth, und nachdem ich ihm gesagt hatte, in welches Krankenhaus ich am liebsten gehen würde, versprach er mir, sich darum zu kümmern.

»Rufen Sie mich heute Mittag an. Ich werde versuchen, alles zu klären. – Und denken Sie daran, Sie müssen auch besprechen, was gegen die Milchbildung getan werden kann.«

»Milch? Ich kriege Milch für ein totes Kind?« Ungläubig sah ich ihn an. Er nickte.

Doch was mich in diesem Augenblick am wenigsten interessierte, war meine Brust.

»Fahren Sie jetzt nach Hause, dann haben Sie noch etwas Zeit, alles Nötige mit Ihrem Sohn zu regeln. Ich werde in der Zwischenzeit versuchen, mit der Klinik Kontakt aufzunehmen.«

Er erhob sich, und ich schlich hinterher.

»Sie bekommen noch Ihre Überweisung, Frau Rosenfeld!«

Ich wartete an der Anmeldung und merkte, wie mir innerlich wieder furchtbar kalt wurde. Die Praxis begann, sich um mich zu drehen.

»Ich kann jetzt nicht Auto fahren«, sagte ich und kippte um.

Kapitel 5

Frau Rosenfeld!«, hörte ich aus weiter Ferne.

»Es geht mir gut«, sagte ich, setzte mich auf und überlegte, warum ich hier lag.

»Warten Sie.« Eine Helferin drückte mich sanft wieder zurück.

Auf einmal kehrte der Schmerz zurück. Die gnädige Ohnmacht hatte ihn abgestellt, ich war erwacht, ohne zu wissen, dass mein Baby tot war. Für ein paar Sekunden hatte es wieder gelebt.

Doch nun drang alles auf mich ein. Ich hatte das Gefühl, wahnsinnig zu werden: diese vielen Menschen! Ich hätte am liebsten um mich geschlagen. Jeder zerrte an mir, jeder wollte mir helfen, alle waren besorgt.

Man legte mich ins Labor, dort, wo die Vorsorgeuntersuchungen für Julian und Regine vorgenommen worden waren. Jemand flößte mir Wasser mit irgendwelchen Tropfen ein und maß meinen Blutdruck. Irgendeine Helferin mit knallrotem Lippenstift und gütigen Augen rief.

»90:60!«

Ich hörte wie Dr. Horwarth anordnete: »Krankentransportschein!«

»Es geht mir gut, ich kann selbst fahren«, wehrte ich mich.

»Nein, auf gar keinen Fall, Sie müssen jetzt auf uns hören.«

»Ich brauche mein Auto, das kann hier nicht stehen bleiben.«

Als ob das wichtig gewesen wäre ... Ich hatte jeden Bezug zur Realität verloren.

»Okay, bring du sie nach Hause und nimm dir dann ein Taxi zurück.« Dr. Horwarth nickte seiner Mitarbeiterin mit dem gütigen Blick zu.

Ich stellte mich an wie ein Kind: Ich wollte partout allein nach Hause fahren, ich konnte keinen Menschen mehr in meiner Nähe ertragen, sondern wollte endlich mit dem Gedanken allein sein, dass meine Tochter tot war und man mich bald für immer von ihr trennen würde. Mir war klar, dass ich in den nächsten Stunden, Tagen nicht allein sein würde. Ich würde mich allein fühlen, das ganz gewiss, aber ich würde ständig unter Beobachtung sein.

Doch Dr. Horwarth ließ nicht mit sich verhandeln. Die junge Arzthelferin sollte mich in meinem Wagen nach Hause fahren.

Hinter der Windschutzscheibe steckte ein Strafzettel. Ich hatte im Halteverbot geparkt.

Auf dem Heimweg versuchte die gute Frau permanent, mich abzulenken, indem sie mich nach Julian fragte. Sie meinte es gut, aber ich brauchte so dringend meine Ruhe, um mich mit der grausamen Realität abzufinden.

Ich antwortete einsilbig, und oft verstand ich ihre Fragen auch gar nicht, weil ich gedanklich einfach so weit weg war.

Die Frau begleitete mich in meine Wohnung, und ich rief ihr ein Taxi. Dann kam mir plötzlich die verrückte Idee, Andreas anzurufen. Er meldete sich nicht.

Es klingelte, und wie ein rettender Engel stand meine Nachbarin Gisela vor der Tür. Sie nahm mich sofort in die Arme, denn sie wusste sofort, was ich durchmachte; sie selbst hatte einmal eine Fehlgeburt erlitten und war nun mit Leib und Seele Mutter. Die Helferin meines Arztes verabschiedete sich. Sie hatte mich trösten wollen, war aber nicht bis zu mir vorgedrungen.

Gisela musste schließlich kurz fort, um ihre Kinder vom Kindergarten zu holen. Ich nahm mir vor, einen Koffer für den Klinikaufenthalt zu packen, rannte aber nur kopflos durch die Wohnung.

Das Telefon klingelte.

Meine Schwester. Ich erzählte ihr, was passiert war, und sie reagierte bestürzt. Wieder musste ich heulen.

»Ich kann doch kein totes Kind auf die Welt bringen!«

»Wie erfahre ich denn, wo du bist, Rike? Ich würde dich ja auch gern ins Krankenhaus fahren, aber ich muss die Kinder abholen. Wenn ich Rainer erreiche, könnte ich um halb zwei da sein.«

»Ach lass mal ... Es wäre zwar schön, nicht alleine zum Krankenhaus zu fahren, aber ich halte es hier nicht mehr aus. Sobald ich weiß, in welches Krankenhaus ich komme, nehme ich mir ein Taxi!«

»Ruf mich an, oder sprich mir auf Band, wo du bist. Ich komme heute Abend«, versprach meine Schwester.

Dann fiel mir mein Arbeitgeber ein. Mist, ich hatte mir keine Arbeitsunfähigkeitsbescheinigung geben lassen.

Eine Kündigung wegen »Schlamperei« konnte ich mir nicht leisten; dann stände mir sicher noch nicht einmal Arbeitslosenhilfe zu.

Also rief ich die wirklich nette Sekretärin meines Vorgesetzten an.

Sie meldete sich sofort mit ihrer hellen, freundlichen Stimme.

»Rosenfeld – hören Sie, mein Baby ist tot. Ich muss ins Krankenhaus, ich muss das Mädchen jetzt zur Welt bringen. Allerdings habe ich noch keine AU, ich habe beim Gynäkologen nicht daran gedacht«, erklärte ich mühsam.

»Das ist jetzt nicht so wichtig, machen Sie sich keine Gedanken. Wo gehen Sie denn hin?«

»Ich weiß noch nicht. Das ist ja nicht in jedem Krankenhaus möglich.« Plötzlich verlor ich wieder völlig die Beherrschung und schluchzte laut los. »Ich muss mein totes Kind zur Welt bringen und weiß nicht, wie ich das schaffen soll!«

Die Frau war hilflos, aber zumindest klang ihre Stimme warm und mitfühlend. »Das ist schrecklich«, sagte sie leise.

»Ja, ich schicke Ihnen die Bescheinigung noch zu. Ich weiß allerdings nicht, wie lange ich arbeitsunfähig geschrieben werde.«

»Nun machen Sie sich darüber bitte keine Gedanken. Alles Gute!«

Ich rief in der Praxis von Dr. Horwarth an, und er bestätigte mir, dass ich in dem von mir bevorzugten Krankenhaus aufgenommen werden würde.

Gleich darauf rannte ich in den Keller, um eine Tasche für Julians Sachen zu finden; Gisela war gerade zurückgekommen.

»Wie kommst du ins Krankenhaus?«

»Ich ruf mir jetzt ein Taxi.«

Eine Tasche fand ich nicht. Ich knallte Julians Sachen einfach auf den Wickeltisch.

»Birgit kann dich mitnehmen«, rief Gisela durch den Flur.

Birgit war die Mutter ihres Tageskindes, und ich war dankbar, mit ihr fahren zu können. Ihr kleiner Sohn saß hinter uns auf seinem Kindersitz, und irgendwie war es schrecklich warm im Auto.

Die nette Frau brachte mich bis an die Krankenhauspforte. Dann betrat ich mit klopfendem Herzen den Eingangsbereich und kam mir sehr allein vor.

Sehnsüchtig dachte ich an Andreas. Warum lief nur alles so verkehrt, warum konnte er jetzt nicht bei mir sein, mich an die Hand nehmen und einfach sagen, dass wir das schon gemeinsam durchstehen würden. Warum war ich wieder einmal ganz allein auf mich gestellt, wenn es darum ging, etwas unsagbar Schweres zu leisten?

Ich saß im Wartezimmer vor der Anmeldung. Zusammengekauert umklammerte ich meinen Bademantel. Ich beobachtete, wie in unregelmäßigem Abstand Tränen auf das taubenblaue Frottee tropften.

Dann holte mich die Dame von der Anmeldung herein.

»Ich soll hier aufgenommen werden. Mein Gynäkologe hat angerufen. Ich weiß nicht, welche Station«, stammelte ich.

»Hm, um was geht es denn?«

Das hatte ich befürchtet. »Ich hab mein totes Kind im Bauch«, murmelte ich.

Entsetzen im Gesicht der anderen. Sie griff sofort nach dem Telefonhörer. »Haben Sie einen Einweisungsschein?«

Ich kramte in meiner Tasche und holte den gelben Zettel heraus, den mir Dr. Horwarth gegeben hatte.

»Intrauteriner Fruchttod« stand darauf. Was für ein furchtbares Wort.

Die Frau hatte inzwischen herausgefunden, wo ich hin sollte.

»Melden Sie sich auf Station IV. Dort nimmt man Sie auf.«

»Aber das ist doch nicht etwa die Entbindungsstation?«, fragte ich panisch.

Sie zuckte die Schultern.

Also doch! Man wollte mich tatsächlich zwischen frisch gebackene glückliche Mütter packen, die ihre knackig-rosigen Wonneproppen im Arm hielten.

Ich taumelte zum Lift. Eine alte Dame wartete dort, der man schon von weitem ansah, dass sie ein großes Mitteilungsbedürfnis hatte.

»Wollen Sie auch in die Vierte?« Sie strahlte mich an, als gäbe es dort etwas umsonst.

Ich hob den Kopf. Sie erschrak und schwieg.